

# Das bin ja ich

Mit alten Zöpfen und neuen Haaren: Wie die Perückenmacherin Ann-Kathrin Guballa kranken Frauen zurück ins Leben hilft **VON SARAH LEVY**

**W**arum die fremde Frau so offen mit ihr sprach? Das weiß Ann-Kathrin Guballa bis heute nicht. Sie habe Krebs, sagte die fremde Mutter, da standen sie im Kindergartenflur und waren gerade dabei, ihren Kindern die Jacke anzuziehen. Sie mache eine Chemotherapie, sagte sie, das ganze Programm, sie habe sich völlig überrollt gefühlt, als plötzlich Perückenmacher zu ihr ins Krankenhaus kamen. Vor lauter Überforderung habe sie falsche Wimpern gekauft, Schminke, eine Perücke. Als ihr dann die Haare ausfielen und sie die Perücke trug, habe sie sich unwohl gefühlt. Die Farbe habe nicht gestimmt, das künstliche Haar gekratzt, gejuckt, sich fremd angefühlt.

Ann-Kathrin Guballa nahm ihr Kind an die Hand, lief nach Hause und dachte: Perücken, Wimpern, Schminke, das kann ich doch auch. Ich habe damit schon an Filmsets, backstage bei Musicals, Theatern und für Opernstars gearbeitet. Was ist, wenn ich das für Krebskranke mache und die Menschen sich dann wohler fühlen?

Das war 2009. Ein halbes Jahr später empfängt sie Frauen in einem Ladengeschäft in Eimsbüttel. Zu ihr kommen Frauen, die ihre Haare verlieren, ungewollt, durch Chemotherapien, durch Autoimmunkrankheiten, durch Stress, durch Traumata. Sie sitzen an ihrem Frisiertisch, viele haben Glatzen, keine Wimpern, keine Augenbrauen, keine Härchen an den Armen. Es sind Frauen, die Blicke von Fremden fürchten. Mitleidige Blicke, betretene Blicke. Es sind Frauen, von denen die jüngste elf Jahre alt ist. Sie hat eine Autoimmunkrankheit und wird in der Schule für die kahlen Stellen auf ihrem Kopf gehänselt.

»Das Schicksal«, sagt Ann-Kathrin Guballa, »ist manchmal ein Arschloch.«

Ihre Arbeit beginnt meist mit einer zögerlichen Stimme auf dem Anrufbeantworter: Ich habe so Probleme mit meinen Haaren ... vielleicht können Sie da mal draufschauen? Was die Stimme meistens meint: Ich bin krank, ich brauche Haare. Aber das sagt keiner. Im Schutz der verschiebbaren Trennwand in ihrem Laden sieht Ann-Kathrin Guballa dann, was manchmal nicht mal der eigene Ehemann zu sehen bekommt: kahle Köpfe, die von Mützen bedeckt werden, von Tüchern und Schals. Sie hört Geschichten,

die die Frauen nur wenigen erzählen, so intim sind sie.

Geschichten wie die von Petra Plambeck, Sozialpädagogin im Ruhestand. Die Diagnose vor siebeneinhalb Jahren: Brustkrebs. Es folgten Operationen, Chemotherapien, Infusionen und Tabletten. Plambeck weiß, wie sich das anfühlt: Der Moment, wenn morgens plötzlich viele Haare auf dem Kopfkissen liegen. Die immer dickeren Haarnester im Abfluss der Dusche. Die bunten Tücher, die ihren nackten Kopf vor der Kälte schützen, vor den Blicken der Fremden. Sie will nicht ständig auf den Krebs angesprochen werden, nicht die Irritation in den Gesichtern sehen, nicht ständig gefragt werden, wie es ihr gehe. Ein kahler Kopf? Klar, die ist krank. Schwer krank.

Petra Plambeck weiß, dass sie den Krebs nicht besiegen wird. Sie weiß, dass sie zur Chemotherapie gehen wird, wieder und wieder. Aber sie will die Zeit, die sie noch hat, leben und was erleben.

Die Perücke hilft ihr dabei, weil sie suggeriert, was nicht mehr da ist: Normalität. Genau dafür liebt Petra Plambeck die Perücke. Denn dadurch hat sie Ruhe.

14 bis 21 Tage nach der ersten Chemotherapie fallen Krebspatienten die Haare aus. Davor beginnt die Kopfhaut zu jucken, die Haare fallen anders als sonst. Das ist der Moment, den Guballa abwartet. Nicht weil die Haare dann besser aussehen. Sondern weil sich die Frauen einfacher von ihnen trennen können, wenn sie nicht mehr so schön fallen. Einen Zentimeter über der Kopfhaut schneidet sie die Haare ab, bündelweise. So könne sich die Seele daran gewöhnen, sagt sie.

Frisuren sind ein Blick in die Seele, bei jedem Menschen. Ein Scheitel schafft Ordnung, ein Pferdeschweif ist süß. Männer rebellierten mit langen Haaren, Frauen rasierten sich die Haare ab und schockierten mit Glatzen. Am meisten schockieren aber Glatzen, die nicht schockieren sollen – Glatzen, die nicht gewollt sind.

Einige Frauen schämen sich so sehr, dass sie sich nicht mehr aus dem Haus trauen. Eine Kundin erzählte Guballa, sie kaufe nur noch Konzertkarten, wenn sie sichergehen könne, dass sie in der letzten Reihe sitzen und niemand hinter ihr auf ihren Kopf schauen könne. In ihrem Laden, sagt Guballa, sollen sie spüren: Okay, die Krankheit ist doof, sie bleibt doof – aber mit einer Perücke, die sich gut anfühlt, kann ich mit ihr leben.



Fotos (Ausschnitte): Paula Markert für DIE ZEIT, Bundespolizei Hamburg (u., Präsling von DZ)



Haar für Haar: Rund 30 Stunden hat Ann-Kathrin Guballa an der Perücke gearbeitet, bevor Kundin Tina Köther sie zum ersten Mal anprobieren kann

Rund 30 Stunden braucht Guballa für eine Perücke aus echtem Haar. 30 Stunden, die damit beginnen, dass sie ein feines Tüllnetz über einen Kopf aus Hartschaum stülpt, ein Bündel Haare zwischen zwei Pressplatten klemmt und sie einzeln mit einer feinen Knüpfnadel in die Netzmaschen knotet. Haar für Haar. Hundertmal, tausendmal, zehntausendmal.

Guballa versucht, in Farbe und Form so nah wie möglich an das Originalhaar zu kommen. Damit kein Bäcker blöde Kommentare macht, keine fremde Mutter in der Schule mitleidig schaut. Einmal sagte eine Kundin zu ihr: Mit deiner Perücke bin ich so herrlich unsichtbar. Guballa liebt diesen Satz. Er ist das schönste Kompliment.

Petra Plambecks Perücke hat kinnlanges, welliges Haar, silbrig-grau. Es ist ihr eigenes Haar. Wenn sie heute in den Spiegel schaut, denkt sie: Das bin ich.

Das Ich wiederzuentdecken hat aber seinen Preis: Eine gute Kunsthaarperücke kostet 410 Euro. Günstiger geht es nicht, sagt Guballa, das sehe zu künstlich aus. Echthaarperücken sind noch teurer, 1000 bis 4000 Euro. 400 Euro geben die meisten Krankenkassen für Perücken von Krebspatienten dazu. Menschen, die dauerhaft an Haarausfall leiden, erhalten eine etwas höhere Zuzahlung. Viele Frauen aber können sich gute Perücken trotzdem nicht leisten. Guballa sagt: Viele sind so verzweifelt, dass sie dann so tun, als ob sie die Perücke eh nicht mögen. Dabei haben ihre Augen vorher geleuchtet.

Guballa sieht das. Aber sie kann es nicht mit ansehen. Deshalb zahlen viele Kunden bei ihr nur so viel, wie sie zahlen können. Das »Robin-Hood-Prinzip« nennt sie das. Lange habe sie damit gerechnet, dass sie mit dem Leid anderer Leute Geld verdiene, sagt sie. So lange, bis sie sich sagen konnte, dass es auch niemandem helfe, wenn sie pleitegehe und den Laden zumachen müsste.

Deshalb hat sie sich einen anderen Weg überlegt, den Frauen zu helfen: Einmal im Jahr lädt sie zum Haarspendetag ein. Am Sonntag öffnet sie ihren Laden, und jeder kann kommen. Mit alten Zöpfen, die längst abgeschnitten sind oder mit langen Haaren, die abgeschnitten werden können. Die einzige Voraussetzung: 20 Zentimeter lang müssen die Haare sein.

Um elf Uhr geht es los am Eppendorfer Weg 114. Ihr Laden liegt nicht direkt an der Straße, er ist geschützt – vor den Blicken der Neugierigen. Wer ihn finden will, muss nach dem Namen suchen. Er heißt »Königinnen – Werkstatt für Haararbeiten«.